

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

198 (26.8.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 34

Ueber die Alkoholfrage.

Von A. Jendrich.

(Nachdruck verboten.)

Der einiger Zeit besuchte mich ein alter Bekannter, ein Mann in den fünfzigern. Er hat ein arbeitsreiches Leben hinter sich und hat sich von den ärmlichsten Anfängen ausgehend durch Energie und Treue zu einer ansehnlichen Stellung emporgearbeitet.

Die ersten Kinder der üblichen Alkoholkrankheiten, Schlaflosigkeit, Herzgechichten usw. haben sich schon seit einigen Jahren eingestellt, aber seine Willenskraft überwindet diese Reibungserscheinungen vorerst noch. Wie lange noch? Wer ihm vor 5 Jahren gesagt hätte: „Sie sind ja Alkoholiker, lieber A.“ — dem hätte er nicht schlecht heimgelacht.

Die ersten Kinder der üblichen Alkoholkrankheiten, Schlaflosigkeit, Herzgechichten usw. haben sich schon seit einigen Jahren eingestellt, aber seine Willenskraft überwindet diese Reibungserscheinungen vorerst noch. Wie lange noch? Wer ihm vor 5 Jahren gesagt hätte: „Sie sind ja Alkoholiker, lieber A.“ — dem hätte er nicht schlecht heimgelacht.

Warum ich das alles so unständlich erzählt habe? wird der Leser fragen. Weil dieser Mann, mein Bekannter, geradezu ein Schulbeispiel ist, an dem die besten Einwände, welche die Gegner der Abstinenz deren Anhängern gegenüber erheben, widerlegt werden können.

Der Bekannte ist ein Typus derjenigen Alkoholiker, auf welche die an das Wein- und Biertrinken gewöhnten Menschen sich gerne berufen, um zu zeigen, daß „Wein und Bier nichts schadet — im Gegenteil!“ Er ist einer derjenigen, der unter den denkbar günstigsten Bedingungen freundschaftlich mit dem Alkohol geschloffen hat, sich selbst immer als den stärkeren wählend, gesund, mit Intelligenz und Charakterstärke begabt, bis er sehen mußte, daß derjenige, den er lange Jahre für seinen gehorsamen und ihm manche vernünftige Stunde bereitenden Diener hielt, der Alkohol in Form von reinen, guten Landweinen, in der Tat sein Herr war, sein Herr insofern, als er ihn nicht entbehren kann, wenn er arbeitsfähig sein und sich nicht zu sehr nervös gereizt fühlen will.

physiologische und pathologische Seite der Sache, persönliche Eitelkeit und charakteristische Intoleranz sind die hervorstechendsten Merkmale, und der Spott, der sich von seinen der Freunde geistiger Getränke über die „Wasserapostel“ ergießt, ist nicht nur allein der Versuch, die Kernfrage zu umgehen und mit der Freude über den Splitter der Abstinenten den Balken der Alkoholiker zu verbergen, sondern er ist auch oft sehr berechtigt und wohl begründet. Die Erscheinung, daß einer guten Sache durch ihre Anhänger oft mehr geschadet wird, als durch ihre Feinde, zeigt sich auch bei der Abstinenzbewegung, und das Aufstreben gegen diese Sorte von Agitation gegen den Alkohol sollte geradezu ein Stück der Bewegung für die Abstinenz sein.

Ich wende mich in den folgenden Absätzen hauptsächlich an diejenigen, welche genügend Alkoholismus besitzen, um einzusehen, daß es eine Alkoholfrage gibt, auch wenn sie persönlich, durch gesundheitsliche oder ökonomische Umstände, nicht in die Lage gekommen sind oder nicht gekommen zu sein glauben, im Alkohol einen Feind sehen zu müssen. In Hunderten von Beispielen, wo der Alkohol als vernichtender geistiger und körperlicher Lebenskraft bei ihren Mitmenschen auftritt, wird es in ihrer aller nächsten Umgebung nicht fehlen. Ebensovienig an Beispielen, wo der Alkohol bei Einzelnen wie bei Massen der Grund war, daß Arbeiten im Kampf des Proletariats um seine Selbstbefreiung nicht so geleistet wurden, wie sie geleistet hätten werden sollen.

Es sind also für alle diejenigen, die als Menschen und Parteigenossen nicht nur ein Teil-Leben führen, dringende Anlässe genug, um sich mit der Frage des Alkoholismus zu beschäftigen.

„Das rote Lachen.“

Ein ungenannter Offizier der russischen Armee in Ostasien veröffentlicht in der Odesaer Zeitung seine persönlichen Eindrücke aus dem gegenwärtigen Krieg. Seine Mitteilungen sind eine furchtbare Bestätigung der Schilderungen, die Leonid Andrejew in dem Fragment: „Das rote Lachen von den Bahnhofssteigen in der russischen Armee gemacht hat, und es erweist sich, falls nicht etwa die Russischbilder des vorliegenden Offiziers erst unter dem Eindruck von Andrejews Novelle entstanden sind, die erschütternde Wahrhaftigkeit der dichterischen Darstellung. Der Offizier berichtet als Augenzeuge:

Die Sache ereignete sich abends nach einem wie gewöhnlich erfolgten Gedeih. Wir waren im Lager. Rings herum traurige Gesichter, bedrückte Herzen, totumde, erschöpfte Menschen. Zudem waren alle Lagerplätze ausgegangen, Feldlagarette gab es nicht, auch kein Holz für ein Lagerfeuer. Die Bagagen waren knaustüchtig in die Erde verunken. Niemand wußte, wo sie stecken. Die Kälte von 25 Grad ließ die Haut rißig werden und sich abschälen, das Blut schien in den Adern sich zu eiligen Klumpen zu ballen. Die Nachzügler, die sich zum Lager herangefunden hatten, erzählten, daß sie auf offenem Felde, rechts und links, vor sich und hinter sich, Hülferufe gehört hätten, Jammern und Wehklagen, Stöhnen und Seufzen von all den Verwundeten, von den Unglücklichen, die fern von ihrem Truppenteil dort in der Finsternis zurückgelassen waren.

„Wir müssen die Verwundeten zusammenfischen!“ schrie ich. „Wer will mit mir kommen?“ Keine Antwort. Ich wende mich an den Obersten. Der Oberst dreht mir den Rücken zu. Ich spreche mit dem General. Der General geht, ohne ein Wort zu sagen, an mir vorbei. Ein Arzt von höherem Rang antwortet mir, als ich ihm sage, warum es sich handelt: „Wohin sollen wir denn mit den Toten? Wir haben keine Tragbahnen, keine Apotheke, keine Instrumente! Nichts haben wir! Darum lassen Sie sie in Ruhe! — Gute Nacht!“ Nichtsdestoweniger gelang es mir darauf, als ich mir ein paar arbeitsame Tragbahnen verschafft hatte, doch noch, die abgemurpften, verwundeten Menschen wieder aufzuräumen. Ungefähr 100 Mann schlossen sich mir an.

So gingen wir aus dem Lager hinaus. Die Nacht war undurchdringlich finster. Wir steckten Fackeln an. Aber als wir dann etwa eine Stunde marschiert waren, wies uns das Geföhne der Verwundeten besser den wirklichen Weg als das Licht unserer Fackeln. Von Zeit zu Zeit prallten wir wie scheu genordene Pferde dicht auf einzelne Trupps von Menschen und Tieren. Klüglich fühlte ich, daß irgend etwas mich ansah und auf der Stelle festhielt. Etwas drückte mich zusammen wie mit eisernen Fäusten. Zwei Hände umfaßten meine Hüfte. Sie grübelten sich wie fühlere Klammern in meinen Körper ein. Zähne drangen in meine Kehle ein und lüchsten das Leder zu zerreißen. Alles das unter wütendem Geheul, ähnlich wie das Gebell eines Hundes. Auf meinen Hüften kamen meine Leute herbeigeläufen. Wir entbedeten vor uns einen Verwundeten, dem beide Beine von der Hüfte an weggerissen waren — ein blutüberströmter, menschlicher Rumpf. Da es völlig unmöglich war, ihn von mir loszureißen, so machten meine Leute dem armen Kerl mit roten Bajonetten und Fußtritt auf den Schädel ein Ende. Ich überlebte

wäre, seinen Stoff einzusetzen, so sagt man: „Da setz ich den Nagel darauf.“

Von jemand, der gestorben ist, heißt es: „Er hat ausgefegelt.“ Statt des in Oesterreich landläufigen Sprichwortes: „Ein Pferd um tausend Gulden stolpert auch“, sagt der Klegler: „Der beste Schieber kann einen Pudel machen.“

ist jemandem ein Unternehmen besonders glänzend ausgefallen, so wird dies mit den Worten gekennzeichnet: „Er hat alle neun getroffen.“

Die neue Magd. *)

Von eme alte Frankfurter.

Mei Fräu, die hat die Magd endlasse, Des Dos war gor ze unverschäm, Mir war er rechd, nir dhat er baffe, Mei Fräu hat sich halb dod gegrämt. Drei Schät hat se bloh aagechaffe, Die haltwe Kich war allweil voll In uwedrei wollt se nit schaffe, Es quing net mehr, es war ze doll, Es war net leicht, e neu ze krieh, Doch schließlich hannu mer ää erwischt, „Bart“, saggt mei Fräu, die wern ich ziehe, Die nennu ich gleich in Unverschäm, Der wern ich schoh Keschheit beibringe, Sonst kriehet se bees von mer ihr Fett, Des Mädche werd vor alle Dinge Wei uns per „Du“ nor aageredt, In wie des Mädche is gefomme — e hibischer Kerl, so was for mich — Do hat se se gleich vorgenomme In instruiert draus in der Kich, „Bei uns werd „du“ gesaggt, Susanne!“ Dat se der Magd soford gesaggt, „Ja!“ mäant die, „ich bin eiderjädanne, Wann Dir's rechd is, mir is es rechd!“ (Münchener Jugend.)

*) Die neue Magd.

Humoristisches.

Blüten amerikanischer Humors. Alara: „Ich sage stets mein richtiges Alter.“ — Ethelle: „Das kannst du dir schon leisten. Du bist nicht so alt, wie du aussehst.“ — Der wirtliche Grund. „Also, nur weil Nims eine junge Dame zum Gabelschäblich mitnahn, ist der ganze Strach entstanden?“ — „O nein, weil seine Frau Wind davon bekommen hat.“ — „Wenn mir nur jemand sagen würde, was an diesen vielen Scheidungen schuld ist.“ — „Die vielen Ehen.“ — „Frauen sind doch recht unvernünftige Geschöpfe.“ — „Geben Sie da wieder Erfahrungen gemacht?“ — „Denken Sie, kommt gestern eine junge Dame in meinen Laden und sagt, sie wolle einen Stuhl haben, der ebenio modern wie beuene sein müsse.“ — „Nun, was hat Mr. Wade gesagt, Herr Meyer?“ — „Er sagte, daß er mir alle Knochen im Leibe brechen würde, falls ich mich noch einmal bei ihm bliden ließe.“ — „Da gehen Sie gleich wieder hin und sagen Sie ihm, er irre, wenn er glaube, daß er mir durch Drohungen imponieren könne.“ — „Neute habe ich sieben Menschen glücklich gemacht,“ sagte der Geistliche zu einem Freunde. — „Wieso das?“ — „Ich habe drei Paare getraut.“ — „Aber das sind doch nur sechs Menschen.“ — „Sie denken doch nicht etwa, daß ich's unsonst getan habe?“ — „Mein Sohn, gebrauche deine Augen und beobachte, und du wirst erfolgreich sein.“ sagte Willes' Vater. „Ja,“ meinte sein Onkel, „gehe nicht wie ein Blindler durch die Welt.“ „Meine Jungen, die gut beobachten, werden an Weisheit zunehmen,“ sagte die Tante. Willes nahm sich die Ratsschläge zu Herzen. Ein Tag ging vorüber und er stand wieder vor dem Familienrat. „Nun, Willes, hast du deine Augen gebraucht?“ Der Knabe nickte bejahend. „Tag uns, was du gesehen hast.“ — „Onkel Jim hat eine Flasche Schnaps, die er in einem Koffer verdeckt; Tante Femima hat ein zweites falsches Weib in ihrer Kommode, und Papa hat ein Spiel starten und Spielmarken hinter den Rücken in seinem Schreibtische, und wenn hübsche Mädchen vorbeigehen, wirft er ihnen immer staubhände zu.“ — „So ein Nichtsnutz,“ war das Urteil der ganzen Familie.

Der Schützen Rache. Man schreibt der Frankfurter Zeitung aus Solingen: Unser Oberbürgermeister hat dem hiesigen Schützenverein das bisherige „Völlern“ bei seinen Festlichkeiten unterlagt, und daraufhin haben sich die Schützenbrüder auf ihre Art an dem Stadtoberhaupt gerächt. Während nämlich bisher an den Schützenfesttagen die Musikkapellen, wenn sie am Rathaus vorbeizogen, Front machten, um dem Oberbürgermeister ein Stückchen zu bringen, wurde diesmal die Musik zwanzig Schritte vor der oberbürgermeisterlichen Behausung ausgelegt und erst in gleicher Entfernung hinter dem Gebäude wieder aufgenommen. Ein Ständchen gabs überhaupt nicht, Ueber die Wirkung der Demonstration schweigt die Chronik.

Der Treuenbrüchiger (zum Berliner): „Wirden Sie sich nur nichts ein, mit uns kommen Sie noch lange nicht mit! Wenn ich mir uf de Bahn setze und fahre drei Stunden, bin ich in Berlin! — Wenn Sie drei Stunden fahren, wo kommen Sie hin? Nach Treuenbrüchen!“

Vuchdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, Ged. u. Cie., Karlsruhe i. B.

ist schon lange für die Behörden eine Quelle des Argers gewesen; denn da viele arme Kinder ganz und gar in dem Park lebten, war es ohne die Anstellung sehr vieler Parkwächter unmöglich, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Da man mit dem Park nicht ganz schliefen wollte, verfiel man auf dieses eigenartige Experiment. Man knüpfte daran die Hoffnung, daß den Jungen die Schulung in der Verwaltung des Parks später gut zufließen kommen wird, wenn sie als Erwachsene die Bürgerpflichten ihrer Stadt gegenüber erfüllen sollen.

Knaben aus allen Ständen und jeden Alters sind mit großer Begeisterung für die Sache erfüllt. Eifrig treten sie als Kandidaten für die verschiedenen Aemter auf, und in zahlreichen Versammlungen sprachen die jugendlichen Redner für diesen und jenen Bewerber; ein Versuch, die Politik ganz von den Kämpfen auszuschließen, gelang nur teilweise. Mädchen sind in der Playground City zwar willkommen, aber bei der diesjährigen Wahl waren sie nicht stimmberedigt. Die Abstimmung war geheim. Am Wahltag merkte man keinerlei Unordnung. Trotz des heißen Wahlkampfes, der eine Woche dauerte, und trotz der rücksichtslosen Anklagen wegen persönlicher Verschicktheit, die einzelne Parteigänger vorbrachten, schüttelten sich nachher Sieger und Besiegte die Hände und gelobten gemeinsam für das allgemeine Wohl zu wirken. In der Regel war Tüchtigkeit in einem besonderen Zweig des Sports mehr entscheidend für die Wahl als gute Noten. Der Mayor ist ein sehr kleiner Junge von 15 Jahren und wahrscheinlich der tüchtigste Athlet der ganzen Gemeinshaft. Er wird seine Unterbeamten selber ernennen und absolute Herrschaft über den Park ansüßen; der Mayor von New-York hat sich nur das Vetorecht vorbehalten.

Ein sinniges Geschenk wurde kürzlich dem Knigling Alfons, der „von Gottes Gnaden“ die Ziviliste verzeht, die die hungernden Spanier anbringen müssen, gemacht. Wie erinnerlich, wurde auf ihn, als er gelegentlich seines Besuchs in Paris an der Seite des Präsidenten von Frankreich die Oper verließ, in der Rue de Mohan ein Bombenattentat verübt, bei dem der junge König aber vollkommen unverletzt blieb. Durch die herumfliegenden Bombensplitter wurden mehrere Pferde verletzt, eines sogar getötet. Dieses getötete Pferd brachte einen französischen Großindustriellen, einen Gerber, auf eine Idee, die er sofort auszuführen begann. Er verschaffte sich den Kadaver und ließ nach allen Regeln der Gerberkunst aus der Haut einen — Bettvorleger anfertigen. Dabei hatte er sorgsam darauf acht, daß die Löcher, die durch die Bombensplitter verursacht worden waren, sichtbar blieben. Diesen Bettvorleger bot der Waadere untertänigst dem König Alfons als Geschenk an. Der König nahm es huldvollst entgegen und ist nun im Besitz einer sehr nützlichen Erinnerung an das Attentat.

Es ist nicht recht zu glauben, daß der junge König an diesem Geschenk eine reine Freude hat. Er wird den ominösen Bettvorleger gewiß nie betreten, weil dieser ja, wie leicht begreiflich, für ihn nicht ein Gegenstand des Wohlbehagens, sondern ein Gegenstand der Beunruhigung ist. Der König wird nicht lange langeweilt haben, was er mit dem so huldvoll angenommenen Geschenk zu beginnen hat. Jedenfalls dürfte es schon auf dem Wege in irgend ein Museum gewandert sein, gut ausgetampert, damit die frechen Wotten nicht ein paar ganz und gar unauthentische Löcher hineinpressen. Und das kann man dem guten Alfons gar nicht verdenken. Es wäre ja gar zu grauslich, wollte man von ihm verlangen, daß er das Geschenk auch benütze. Man stelle sich nur vor — ein König hat ja zuweilen auch Gedanken — was sich Alfons notgedrungen denken mußte, wenn er seine Füße von dem erinnerungsreichen Bettvorleger abschneitelte, um in sein Stimmelsbettchen zu hüpfen. „Siehst Du,“ würde er sich sagen müssen, „dieses Hof da unter Dir hat seine Haut eigentlich für Dich geopfert. Hätte der verdammte Attentäter getroffen, wie er wollte, dann ließe dieses Tier noch munter herum, dafür wäre es aber Deine Haut, die . . . o . . . o! Vermaledeites Geschenk!“ Wahrhaftig, dieses Geschenk enthält eine blutige Ironie. Alfons brauchte sich aber deshalb nicht gar zu sehr zu schämen. Er könnte sich mit dem Gedanken trösten, mit wie viel solchen „Erinnerungen“ erst das Schlafzimmer seines Kollegen Nikolaus geschmückt sein würde, wenn ihn ideenvolle Industrielle nach jedem Bombeneffekt beacht hätten.

Sprichwörter von der Regelsbahn. In dem soeben erschienenen Antiquierten Wiener Regelsbuch von S. Ulmann (H. Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig) wird u. a. eine Anzahl von Sprichwörtern publiziert, die von der Regelsbahn aus ihren Weg in die Volkssprache genommen haben. Die am meisten gebräuchlichen mögen hier folgen:

Will man sagen, daß wer etwas erreichen will, Geld hergeben muß, so drückt man dies mit dem Sprichwort aus: „Wer regeln will, muß aufsetzen.“

Das Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied“ ist gleichbedeutend mit: „Wie man aufsetzt, so regelt man.“

Jeder, der Regel schiebt, muß sich vom Regelsnaden lassen lassen, wie er geschoben hat, heißt soviel als: Man muß sich das Urteil über seine Handlungen gefallen lassen.

Küagt jemand etwas verkehrt an, so sagt man: „Er wirft mit dem Segel nach der Kugel.“

„Er wird hier keine Regel treffen“ wird von demjenigen gesagt, der nicht versteht, etwas gut durchzuführen.

Ist dagegen jemand in der Ausführung seiner Unternehmungen als tüchtig bekannt, so heißt es: „Er kann wohl Regel schieben.“

Wer in eine unangenehme Situation geraten ist, kann zu hören bekommen: „Er ist zwischen Regel und Kugel gekommen.“

Selbste, die Unmöglichkeit leisten wollen, werden in Luthers Tischreden bezeichnet als „Junge Kerle, die groß Regal auf dem Postleisch umschleichen, da ir nur neune darauf stehen.“

Ein ähnliches Sprichwort lautet: „Junge Regenten können eis Regal treffen.“

Will man ausdrücken, daß man auf seine Behauptung bereit

auch diese Augenblicke, deren Entsetzen zu beschreiben über meine Strafe geht.

Ich war schon im Begriff, zurückzugehen, dem Lager zu, als wir plötzlich von rechts Schreien und Geheul hörten, noch durchdringender und wilder als die bezweifeltsten Rufe um Hilfe, die von überall zu uns drangen. In dem trüben Licht der Fackeln, das kaum die dicke Finsternis durchdrang, sah ich vor mir — es war keine Halluzination, kein Phantastbild — 10, 20, 100, vielleicht auch 200 Mann, die, vollständig unbekleidet, mit den Händen umherwuchelten, allerlei Gebärden machten, fortwährend Stöße ausstießen und tanzten. Ja, herumtanzten! Bei einer Kälte von 25 Grad tanzten diese nackten, mit Wunden, Narben, Schrammen bedeckten Körper, bestrahlt von oben bis unten mit schwarzem geronnenem Blut. Einige von ihnen konnten auf den blutigen Resten ihrer Glieder nur noch vorwärts kriechen. Andere, mit Keulobren, Gewehren, Säbeln bewaffnet, suchten, durchdringende Schreie ausstößend, drohend in der Luft herum. Alle stürzten uns entgegen. Sie stürzten sich auf uns, die wir zu ihrer Rettung herbeikamen. Sie erkannten uns nicht. Sie riefen uns zu: „Kommt nicht heran! Kommt ja nicht heran! Macht, daß ihr fortkommt!“ Sie alle waren wahnsinnig geworden. — Einige Schüsse fielen. Einer von meinen Leuten stürzte hin und wälzte sich auf der Erde, dann noch einer. Was sollte ich tun? Ich befehl zum Lager zurückzugehen.

Nach einige Stunden befand ich mich mit meinen Begleitern mit erschrockenen Fackeln in dem Höllenzirkel jener wahninnigen Menge, dann drangen eine Zeitlang ihre röhrenden Rufe nur noch so schwach zu uns, endlich wurde das Geschrei schwächer und schwächer, und erstarb in der Ferne.

Der Anfall von Massenwahn, der die Unglücklichen betroffen hatte, legte sich wahrscheinlich bald unter dem Einfluß der grauenhaften Kälte. Bis zum Morgen waren sie alle schon erstarrt, auch nicht einer von den Verwundeten hat wohl diese fürchterliche Nacht überlebt. Am nächsten Tage wurde ich selbst verwundet. Eine Kugel zerhieb mir die linke Schulter. Ich halte es fast für ein Wunder, daß ich nicht damals schon starb. Ich weiß auch nicht, ob und wann ich mich wieder erholen können. Wissen Sie, oft frage ich mich: Wird nicht auch mich jener Wahn einengen treffen?

„Der Einfluß des Rauches auf die Atmungsorgane.“

Das therapeutische Interesse der letzten Jahrzehnte, angeregt durch den Aufschwung bakteriologischer Erkenntnis, hat sich in immer steigendem Maße dem Kampfe gegen die Lungentuberkulose zugewendet. Lungenheil- und Erholungsstätten, Ferienkolonien, Beschaffung geeigneter Säuglingsmilch und nicht zum wenigsten allgemeine hygienische Aufklärung und Erziehung sind vereinigt gegen diesen Gegner ins Feld getreten. Demgegenüber ein scheinbar betrübliches Resultat, von der Statistik enthielt: die Sterblichkeit an Erkrankungen der Atmungsorgane weist seit 1875 keinen Rückgang auf! Dieses traurige Bild erhält in einem Buche mit dem in der Ueberschrift wiedergegebenen Titel (Eine sozialhygienische Untersuchung für Mediziner, Nationalökonom, Gewerbe- und Verwaltungsbeamte, sowie für Feuerungsbeamte von Dr. med. Louis Fischer. Mit 4 Abbildungen und zahlreichen Tabellen. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1905) durch die Trennung von tuberkulösen (T) und nicht-tuberkulösen (NT) Erkrankungen eine erfreuliche und beruhigende Aufklärung, die allerdings zu einem Warnungsruf nach anderer Richtung werden kann und muß. Während nämlich die allgemeine Kurve nach maximalem Anstieg in den neunziger Jahren jetzt wieder zum Stande von 1875 zurückgekehrt erscheint, zeigt die Kurve für T eine seit dem achtziger Jahre stärker zunehmende Ablenkung, die allerdings — und hierin liegt die überraschende Feststellung des Buches — durch einen noch energigeren Anstieg von NT beinahe kompensiert wird. Eine Verlässlichkeit der Altersverteilung läßt erkennen, daß von dieser Sterblichkeitszunahme vor allem das Greisen- und Säuglingsalter betroffen werden.

Diese bisher nicht konstatierte relative und absolute Zunahme, die nach Angabe des Verfassers wie für Preußen auch für Deutschland und für England bereits von 1850 an festgestellt werden kann, fordert eine ursächliche Erklärung. Die Momente der Infektion, der Witterungseinflüsse und der verminderten Widerstandsfähigkeit werden kritisch in Frage gestellt, können aber als zureichende Ursache nicht angesprochen werden.

Erst die statistische Gegenüberstellung von Landwirtschaft und Industrie gibt einen brauchbaren Fingerzeig. Während in 6 landwirtschaftlichen Kreisen Östpreußens von tausend Lebendgeborenen im ersten Lebensjahre an Krankheiten der Gruppe NT 1876: 4,0, 1890: 4,2 und 1900: 6,9 starben, die Zahl also annähernd konstant blieb, zeigt sich in 6 industriellen Kreisen Schlesiens der bedrohliche Anstieg von 3,4 zu 10,7 und 19,4 und in 6 industriellen Kreisen des Rheinlands sogar ein solcher von 3,7 zu 15,9 und 21,2 — also eine Verdoppelung und Verdreifachung.

Diese Feststellungen führen den Verfasser zu dem Schluß, daß die Ursache der Sterblichkeitszunahme an den akuten Lungenerkrankungen in einer Schädlichkeit beruhen müsse, welche zwar auch in landwirtschaftlichen Kreisen in einer gewissen Vermehrung sich befindet, aber in ungleich höherem Maße in industriellen Kreisen. Dieses Agens kann nicht auf die Stätte gewerblicher Arbeit beschränkt sein, sondern macht sich, wie die Sterblichkeitskurve der Kinder und Greise beweisen, auch in deren Umgebung bemerkbar. Dieses Agens kann nur der Rauch der Kohlenverbrennung sein!

Dieser Schluß erscheint in seiner Einfachheit zunächst verblüffend, aber die Beweisführung ist zwingend. Die theoretische und praktische

Vernachlässigung des Rauchs in englischer Vezelung hat sich vorwiegend auf die angebliche Unschädlichkeit des Kohlenstaubes gegündet. Statistische Aufstellungen, welche bei Kohlenbergarbeitern eine auffallend geringe Sterblichkeit an Tuberkulose zu erweisen schienen, waren die Ursache dieser weitverbreiteten Ansicht. Die kritische Durchleuchtung und Enttarnung dieser fast zum Dogma verfestigten Meinung bedeutet eines der wertvollsten Ergebnisse der vorliegenden Arbeit. Die Erklärung für die betrübende Tatsache, daß die Kohlenbergleute relativ wenig an Tuberkulose sterben, liegt nach Fischer darin, daß sie vorwiegend an akuten Lungenerkrankungen zu Grunde gehen. Die Sterblichkeit an allen Lungenerkrankungen zusammen ist aber bei ihnen weit größer, als bei der gleichartigen männlichen Bevölkerung Preußens. Auch Mängel der meist verwendeten Statistiken, welche Invalide und Halbvalide nicht in Rücksicht ziehen, haben irreführend gewirkt.

Es kommt hinzu, daß Kohlenstaub und Rauch nicht einfach identische Begriffe sind, daß neben dem Kohlenstaub im Rauche noch eine Reihe anderer chemischer Agentien zur Wirkung gelangen, und daß infolgedessen — selbst die Unschädlichkeit des Kohlenstaubes als erwiesen vorausgesetzt — damit noch nicht das geringste für die Unschädlichkeit des Rauchs bewiesen wäre. Daß aber auch für den Ablauf tuberkulöser Prozesse der Rauch in ungünstigem Sinne sich wirksam erweist, dafür scheinen Statistiken zu sprechen, welche eine steigende Abnahme des Sterblichkeitsalters Tuberkulöser vorwiegend in Stadtgemeinden erkennen lassen.

Das theoretisch Erkante sucht der Verfasser durch eine Reihe sinnerreicher und mühevoller Tierexperimente zu bezeugen, die beweisen sollen, daß die Einatmung von größeren Rauchmengen den Ablauf bestehender Tuberkulose beschleunigt und bei gefundenen Lungen erhöhte Disposition für akute Erkrankungen schafft. Trotz der im allgemeinen positiven Ergebnisse dieser Versuche vermag ich ihnen entscheidende Bedeutung nicht beizulegen. Dazu ist ihre Zahl zu klein, ihr Verlauf durch allerlei Zwischenfälle und Nebeninfektionen zu sehr kompliziert und ihre Anordnung viel zu wenig den natürlichen Bedingungen entsprechend.

Und noch ein Bedenken: die beigebrachten Statistiken sind nicht überall original, sondern zum Teil für den Zweck des vorliegenden Themas bereits bearbeitet. Die hierdurch bedingte Unmöglichkeit genauer Nachprüfung erscheint deshalb besonders mißlich, weil der Statistik-Vertraute nur zu gut weiß, wie leicht sich Zahlen ganz ohne üble Absicht dem starken Willen zum Resultate beugen können.

Trotz dieser zum Teil unvermeidbaren Mängel darf die Veröffentlichung Fischers, welche sich als kritische und experimentelle Fortführung einer Zinckelburgischen Arbeit von 1882 zu erkennen gibt, wegen ihrer weittragenden Bedeutung für Theorie und Praxis höchstes Interesse beanspruchen.

Dr. med. Theising in der Hess. Stg.

Bergbriefe.

II.

(Nachdruck verboten.)

Ueber Licht und Luft und ähnliches.

„Ja, die Japaner!“ sagte heute am Tisch hier oben in einem Bergwirthshaus ein Professor der Philosophie, „die sterke feinsten Glaubensliche — und warum? Alles aus Patriotismus — das ist ihre Religion.“ — Ich antwortete nichts; denn ich wußte schon lange, daß man Professor der Philosophie sein und trotzdem große Dummköpfe sagen kann und außerdem, daß es nichts nützt, so jemanden davon überzeugen zu wollen, daß er ein Behntel der Wahrheit für die ganze Wahrheit genommen hat. Ueber die übrigen neun Behntel möchte ich hier einiges sagen.

Die Japaner verdanken ihre ungeheure Leistungsfähigkeit offenbar in allererster Reihe ganz materiellen Faktoren und ihre Kriegserfolge sprechen mit lauterer Stimme als dieselbige Werte von Mediziner über Hygiene für den enormen Wert der Körperpflege und deren Resultate, besonders wenn ein ganzes Volk viele Generationen hindurch dieselbe systematisch betreibt. Daß aber dies bei den Japanern der Fall ist, das bezeugen alle Schilderer dieses „seltsamen“ Landes und Volkes. Daß wir sie „seltsam“ heißen, ist kein gutes Zeichen für uns. Es ist fast etwas ähnliches, wie das Lachen, das die Tiroler Gebirgsbauern für die ängstlichen Menschen übrig haben, die nicht an einem Krampf leiden. Und womit hat sich dieses Volk so gesund gemacht und erhalten? Dadurch, daß es systematisch dasjenige lernt und übt, was wir glauben, von Geburt an zu können; vor allem atmen, sich bewegen, essen und trinken. Und dann die Hauptpflege in Form von täglichen Bädern und Massage. Und schließlich der allermühsamste Gebrauch von Genussmitteln. Und bei aller körperlichen Leistungsfähigkeit und geistigen Energie scheinen sich die Japaner im Charakter etwas von jener Naivität und Stündlichkeit, etwas von jener Genussfreudigkeit an der Natur erhalten zu haben, die immer Zeichen der Gesundheit sind.

Wir Europäer sind ja, ob wir nun zu den Besitzenden oder den Besitzlosen gehören, so ungeheuer bescheiden in unseren Ansprüchen an die Gesundheit geworden, daß wir gar kein Empfinden für den Mangel an körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit und keinen Sinn mehr für die Steigerungsfähigkeit derselben haben. Sollte dieses Kapitel aber nicht gerade die Angehörigen derjenigen Klasse interessieren, auf deren Schultern eine weltgeschichtliche Aufgabe ruht, das Proletariat?

Demjenigen, der hier einwerfen wollte, daß ich scheinlich die Absicht habe, die Ziele der Sozialdemokratie auf dem Wege der Körperpflege zu erreichen, möchte ich bemerken, daß das nicht einmal ein guter Witz, geschweige denn mehr wäre. Aber machen läßt sich auf diesem Gebiet durch die Initiative des Einzelnen ganz ungeheuer viel.

Wo essen sollten wir nicht können? Essen schon, aber nicht richtig essen. Wir kauen nicht richtig. Die Hast der Arbeit, die kurze Mittagspause lassen die wenigsten dazu kommen. Und doch liegt im langamen

Essen, guten Kauen und richtigen Einwickeln der Nahrung eine Quelle der Lebenskraft. Das klingt so trivial einfach, daß manche Leute entsetzt sind, wenn man ihnen sagt, sie könnten nicht vernünftig essen; wenn man ihnen aber mit einer Magensonde bald nach dem Essen die Speisen wieder herausholt, dann finden sich große, einfach hinabgeschlungene Broden, und der Magen soll nun zerleinern, wogu die Gänge zu saul waren. Das bedeutet aber einen Kraftverlust, der sich irgendwo, bei der Arbeit, beim Schlaf, beim Vergnügen oder sonstwo fühlend sichtbar macht. Die Japaner aber können essen. Sie essen in kleinen Portionen mit kleinen Stäbchen anstatt Messeln und Gabeln mündlich langsam.

Nach atmen können wir nicht. Die Luft der Städte und die Not des Lebens haben uns diese einfache, lebenserhaltende Kunst vergessen gelernt. Tief atmen, langsam und systematisch, in freier Luft, das lernen die Japaner nicht nur beim Militär, sondern schon in den Schulen. Das Atmen ist ein Hauptteil der japanischen Gymnastik, des Taijitsu, einer Kunst zur Erlangung der Körpergewandtheit, die jetzt mit viel Geld erst in Nord-Amerika von Japanern den Sicherheitsorganen der Polizei gelehrt wird. Es ist wahrscheinlich die vollkommenste Gymnastik der Welt und auch dem Ringen des klassischen Altertums weit überlegen. Und dann die Hauptpflege! Die meisten Europäer wissen gar nicht, daß die Haut nicht nur Ausdünstungs-, sondern auch Atmungsorgan ist. Naturvölker wissen das noch. Man hat auf seiner Durchquerung Grönlands noch Eskimofamilien und Sippen getroffen, die nackt, oder mit ganz kleinen Lederhosen bekleidet, sich in den Stüben aufhielten, um der Haut das zu geben, was sie infolge der dichten Bekleidung nicht haben konnte. Luft. Die dänisch-professantische Geisteswelt, welche die Eskimos „kultiviert“ und zum „wahren Christentum“ befehrt, hat mit diesem „unzüchtigen Linsug“ aufgeräumt, und die Gesundheits- und Widerstandskraft der Eskimos verschlechtert sich dem auch sichtlich. Die Japaner aber lassen sich ihren hundertmaligen täglichen Aufenthalt in Wädem von Luft und Wasser nicht verchristlichen und bleiben gesund dabei.

Ehne Genussmittel sind die Japaner auch nicht, aber die Pfeifchen, aus denen sie ihren Tabak rauchen, sind so klein, die Räucher, aus denen sie ihren Tee oder auch alkoholische Weisgetränke zu sich nehmen, so wenig, daß es sich nur um ganz leise Anregungen des Nervensystems handeln kann. Man könnte vielleicht sagen, daß das mit der körperlichen Kleinheit der Japaner zusammenhänge. Das ist aber unrichtig. Die Quantität der Genussmittel beim Japaner ist nicht nur absolut, sondern auch relativ eine weit geringere, als beim Europäer. Der Grund hierfür liegt auf der Hand. Die Japaner besitzen in viel höherem Grade als die Europäer die natürlichen Anregungsmittel, Licht, Luft und Wärme, sobald sie die künstlichen lange nicht in dem Maße nötig haben, wie wir, und sind dabei weit leistungsfähiger.

Die Anfänge der Erkenntnis dieser alten Quellen der Gesundheit sind wieder vorhanden. Die Naturheilbewegung mit ihren Licht- und Luftbädern hat trotz unvermeidlicher Fehler viel in dieser Richtung getan. Aber es sind nur Anfänge. Wer aus dieser Bewegung Kraft saugen kann und soll, das sind vor allem die Arbeiter, in denen das „hygienische Bewußtsein“, wie es Bettendorfer nannte, durch den Kapitalismus fast in tiefen Schlaf versenkt wurde. Jeder Proletarier, in dem dieses Bewußtsein wieder erwacht, wird mehr als bisher fühlen, was das Kapital ihm an Möglichkeiten zur Erhöhung seines Wohlbestehens und seiner Leistungsfähigkeit wegnimmt, und er wird, ein desto eifrigerer Sozialist werden, für sich und die andern.

Und warum ich alle diese Dinge in diesem Bergbriefe sage??

Weil ich das Glück habe, hier oben in ganz intensiver Nähe die Einwirkung von Licht und Luft bei der denkbar einfachsten Arbeit auf Körper und Geist zu spüren, und weil ich die Erfahrung gemacht, daß die gleichen, aber nur nicht so schnellen Wirkungen auch unter weniger günstigen Verhältnissen sich in der Ebene in Licht- und Luftbädern erreichen lassen. Die Agitation unserer Vertreter in den Gemeindeverwaltungen muß sich auch auf die Erstellung von Volksluftbädern (natürlich mit Dünstgelegenheit) richten. In München ist der Anfang damit gemacht worden. Dort hat die Stadt ein großartiges Luftbad gebaut. Inwieweit es Volksbad ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber die Erfahrung in andern Städten zeigt, daß sich solche Bäder an Sonntagen und bei billigen Preisen rasch zu Volksbädern entwickeln.

Und wenn ich so im feinen Berggras liege mit einem Minimum an Velleidungsstücken und der herbe Bergwind streift über mich hin, so muß ich oft an die Japaner denken, von denen gerade wir lernen sollten, so viel wenigstens, als die Stettenfreiheit des Kapitals dem Proletariat es erlaubt. Und das ist schon der Mühe wert.

Aus allen Gebieten.

Völkerrunde.

Die Bevölkerung Russlands. In völkerrundlicher Hinsicht gebührt dem russischen Reich ein fast einzig dastehender Rang, nämlich die Eigenschaft, das bunteste und in seiner der siebenartigen Herkunft interessanteste Völkergemisch zu enthalten. Rußland hatte bei der letzten Zählung 125 640 021 Einwohner, über deren Zugehörigkeit nach Stämmen der Monument Geographie eine lange lehrreiche Liste zusammengestellt. Obenan stehen an Zahl die eigentlichen Russen mit 83 933 567, die aber auch noch in Groß- und Klein-Russen, in Weiß- und Rot-Russen unterschieden werden. Dann kommen an zweiter Stelle die Polen mit 7 981 307 Seelen, an dritter die Juden mit 5 063 156. Erhebliche Teile der Bevölkerung stellen außerdem noch dar die Kirgisen und Kasaken mit 4 084 139, die Tataren mit 3 737 627, die Deutschen mit 1 790 489, die Baltischen, Letzteren mit 1 438 136, die Letten mit 1 435 937, Georgier, Nummerreiter und Mingreler mit 1 336 448, Litauer mit 1 210 510, Armenier mit 1 173 086, Moldawier und Rumänen mit 1 121 669, Morbatanen mit 1 023 841 und Esthen mit 1 002 738. Mit geringeren Ziffern, unter

einer Million, treten hinzu die Esten mit 968 655, die Schweden mit 843 755, die Tschechen mit 819 576, die Staratgisten mit 802 307, die Usbeken mit 726 534, die Kalmücken und Burjaten mit 469 311, die Schinuden mit 448 022, die Tataren und Tadschikts mit 445 453, die Botjaken mit 420 970, die Tscherenissen mit 375 430, die Finnen und Korelen mit 351 169, die Turkmänen mit 281 857, die Kurden und Oseten mit 271 665, die Sirjanen und Bernjakfen mit 258 309, die Jakuten mit 227 384, Türken mit 208 822, Griechen mit 186 925, Bulgaren mit 172 726, die Kabardiner und Abchasier mit 170 572, die Samks und Nogais mit 147 488, endlich 66 270 Turgusen und 50 385 Böhnen.

Das ergibt 48 einzelne Volksstämme, wozu noch 632 667 Vertreter verschiedener ganz kleiner Völkerrassen treten, deren besondere Aufzählung nicht lohnt. Man ersieht aus dieser Uebersicht, welche sehr schwierige Aufgaben die Entzerrung der russischen Völkerrunde der Wissenschaft noch vorbehalten, denn selbstverständlich ist die Abstammung der einzelnen Stämme und ihrer etwaige Verwandtschaft untereinander noch weitans nicht genügend erforscht. Uebrigens entfallen von jener Gesamtzahl von 125 1/2 Millionen fast 1/2, genauer 97 Millionen, auf die ländliche Bevölkerung, 14 Millionen sind städtische „Bürger“, 1 260 169 gehören zum erblichen Adel, 640 000 sind Beamte, 589 000 Arbeiter, 240 000 Geistliche, 282 000 Handelsleute, 605 500 Fremde.

Was liest man in Rußland? Vom russischen Jaren sagt man, er lese mit Vorliebe Kriminalromane. Das hatte er früher mit seinem Volke gemein, das in den Buchhandlungen am meisten nach Sherlock Holmes und anderen Kriminalromanen verlangte, — außerdem interessierte man sich für die Beschreibung schöner und bekannter Frauen: „Die Schönheiten aller Völker und Länder“ waren in einer Woche ausverkauft. Das ist ganz allmählich anders geworden. Als der Krieg in Aussicht stand, begann man Bücher über Japan zu kaufen, zunächst wieder nur leichte Sachen. „Das Leben der Geißas“, Abenteuer eines russischen Leutnants in Tokio, „Japanische Teegärten nach der Schilderung eines Augenzeugen“. Die Kunden, die diese Bücher kauften, machten alle ein frohliches sorgloses Gesicht. „Geben Sie mir etwas über diese Japoshiki“, sagte einer lachend, „sonst sies ich eines Tages als Beamter im Kameratehof zu Tokio, ohne eine Erlaubnis von dem japanischen Volke zu haben.“ Als aber die Belagerung von Port Arthur ihren Anfang nahm, begann eine Nachfrage nach ernstlicheren Büchern über Japan; man kaufte Werke mit Karten und Plänen. Später kaufte man Bücher, in denen von einer russischen Volksvertretung die Rede ist, und dann wieder Bücher über die staatlichen Verfassungen verschiedener Länder; heute ist die „Geschichte der französischen Revolution“ das meistbegehrte Buch. Der Jar studiert die Revolutionsgeschichte freilich in einer besonders für ihn bearbeiteten Ausgabe, die aus den Revolutionären seine Räuber werden läßt und die Sache der Könige immer wieder zum Triumph und Siege führt.

Gesundheitspflege.

Heidelbeeren als Volksheilmittel. Seit altersher ist die Heidelbeere in der Volksheilkunde als gutes diätetisches Mittel gegen Magen- und Darmkatarrhe berühmt. Im Laufe der letzten nunzig Jahre geriet das jedoch etwas in Vergessenheit, weil die zahlreich einander drängenden Präparate der chemischen Heilmittelindustrie der Denkräufigkeit des Publikums so sehr Vorzug leisteten. Es ist das große Verdienst des alten Vorkämpfers der physikalisch-diätetischen Heilkunde Dr. Prof. Winterstein, seit 25 Jahren unangesehnt nachdrücklich auf die hervorragenden Eigenschaften der Heidelbeere hingewiesen zu haben. Ihren Ruhm verdankt sie ihrem Reichthum an aromatischen Geruchsstoffen, ihren Nährsalzen, zu denen sich noch Zucker und ein gerbstoffhaltiger Farbstoff gesellen. Alle vereinigen sich zu einem lieblichen Duft von erfrischendem Duft und Geschmack. Ihres zusammenziehenden und gährungswidrigen Charakters wegen ist die Heidelbeere nicht nur als Darmmittel verwendbar, sondern auch bei Krankheiten anderer Schleimhäute, z. B. bei Mund- und Zahnfleischentzündungen, bei Kehlkopf- und Nadenkatarrh, läßt sich ihr Saft verdünnt mit bestem Erfolg als Gurgel- und Spülmittel verwenden; bei Schnupfen wirkt Durchspülung der Nase sehr wohltätig auf die Schleimhäute. Natürlich sind solche Spülungen öfters zu wiederholen. Bei Flechten auf der Haut wirken die eingetochte Heidelbeeren, die man fein durchgeseiht als dünne Paste zu Umschlägen benutzt, sehr heilsam. Aber auch das geriebene Heidelbeertraut ist vielfach als Abfuhr- und Tee für Feigwede verwendbar. Prof. Winterstein hat seine Erfahrungen über die Heidelbeere zusammengefaßt, kürzlich veröffentlicht.

Offentlich regen diese Hinweise recht viele zur neuen Beachtung des einfachen Kräutleins mit den blauen Beeren an, deren Reichthum so verschiedenartig jedem im Walde entgegenläßt und in allen Formen, frisch oder konserviert, als Kompott, Saft oder Tee, köstlich und heilsam zugleich, verwendbar ist. Wenn das Volk sagt, die Heidelbeerezeit sei die schlechteste für die Aerzte und die beste für die Gesundheit, so hat es wirklich recht. Möchte also diese Zeit recht ergiebig zum Essen und Sammeln für die Wintertage benutzt werden.

Allerlei.

Ein Knabenstaat. Einen interessanten Versuch hat man in New-York gemacht, indem man einen der dortigen Parks feierlich der Ver- einigung von Knaben unterstellt hat, die ihren „Bürgermeister“ und eine „beratende Körperschaft“ gewählt haben. Der Park heißt von jetzt ab Playground City, Spielplatz-Stadt. In der Verwaltung gibt es Abteilungen für Polizei, Straßenreinigung, Finanz, Athletik, Turnen und Spiele. Die Knaben werden eine fast absolute Herrschaft über den Park ausüben; sie müssen für Aufrechterhaltung der Ordnung, für Reinlichkeit der Wege und Pflege des öffentlichen Eigentums sorgen. Der Hamilton Fifth Park, der den Kindern übergeben ist, liegt im Osten der Stadt und